

Jaiwanti Dimri: Für Surju. Roman
Aus dem Hindi übersetzt von Almuth Degener

Heidelberg, Draupadi Verlag, 2023

Sie erinnert sich noch lebhaft an ihren letzten Tag in Kanglung.

Sie saß im Bus, sie waren bis zum äußersten Ende des Basars gelangt. Bis zum Tagesanbruch war es noch eine gute Weile. In der Dunkelheit waren die Läden nur undeutlich zu erkennen. Auch die Hunde, die gewöhnlich durch die Straßen streunten, waren nicht zu sehen, nicht einmal ein Bellen war zu hören. Nur im unteren Teil des Basars beleuchtete ein Kreis von Lichtern den Zangdopelri, den Tempel von Guru Padmasambhava, genannt Guru Rimpoche. Sie lehnte sich aus dem Fenster in dem vergeblichen Bemühen, einen Blick auf das untere Stockwerk des zweistöckigen Gebäudes zu erhaschen, das unterhalb der Straße nur teilweise zu sehen war. Tränen traten ihr in die Augen. Nie wieder würde all das ihr gehören: der Basar mit seinen paar Läden, rechts und links der Straße die Häuser im tibetischen Stil, die Terrassenfelder, auf denen Kartoffeln, Reis oder Mais angebaut wurde, der kleine Stupa, der die Wanderer vor bösen Geistern schützte, die Fähnchen, die im Wind flatterten und ihr eine gute Reise wünschten, die große hölzerne Gebetsmühle, die auch sie mehrmals in Bewegung gesetzt hatte, der Tempel, den auch sie mehrfach umrundet hatte, wo sie an Gebetszeremonien teilgenommen hatte, sich vor Guru Rimpoche verneigt hatte und sich vom obersten Lama hatte segnen lassen, die Grundschule oberhalb der Straße, deren Veranstaltungen Feste für die gesamte Gemeinschaft dieser friedlichen Stadt gewesen waren. Die

Jungen in ihren braunen Schuluniformen und in ihren Trachten die kleinen Schulmädchen, die sie überall schamhaft lächelnd grüßten, und die Lamas oder andere Einwohner Bhutans, die die Gebetsmühle drehten und Mantras murmelten, während sie die Perlen ihrer Gebetsketten durch die Finger gleiten ließen – sie alle würden ab jetzt nur mehr Teil ihrer Erinnerungen sein.

Schnell ließ der Bus die Stadt hinter sich. Nie wieder würde sie in einem Bus sitzen, der in die Stadt hineinfuhr. Lebe wohl, Kanglung! Lebe wohl, Basar, Erde und Luft von Kanglung, durch die sie jetzt zum letzten Mal fuhr, auf dieser stillen Straße, für die es keinen Unterschied machte, ob sie da war oder nicht.

Da war das zweistöckige Haus unterhalb der ersten Biegung. Sukurmani bewohnte ein kleines dunkles Zimmer im Erdgeschoss. Heute würde dort wohl eine niedergeschlagene Stimmung herrschen. Vielleicht würde sogar Surju nach ihr fragen. Abends hatte er regelmäßig vor der Tür gestanden und auf sie gewartet. Wenn er sie kommen sah, war er sofort hineingerannt, um seiner Mutter Bescheid zu sagen. Dann war er zurückgekommen und hatte sie, halb hinter der Tür versteckt, begrüßt. Surju war ein Kind und würde sie in ein paar Tagen vergessen. Aber Sukurmani wäre sicher betrübt. Heute, morgen, übermorgen und vielleicht noch ein paar Tage mehr würde sie ihr nachtrauern. Tränen würde sie dazu nicht brauchen. Noch nie hatte sie Worte gebraucht, um Leid auszudrücken, keine gesprochenen und keine geschriebenen. Obwohl es eine Zeit der Not gegeben hatte, in der mehrfach Telefonate nach Thimphu stattgefunden hatten. Und einen Brief an Sukurmanis Vater Sarju Tutu hatte es gegeben, den hatte sie selbst für Sukurmani geschrieben.

Geschrieben hatte sie diesen Brief und ihn eigenhändig eingeworfen. Aber erhalten hatte Sarju Tutu ihn nie. Oder falls er

ihn erhalten hatte, war doch keine Antwort gekommen. „An Sarju Tutu, Mejpguri, Postamt Parki Juli, Polizeistation Mela Basar, Darranga“ hatte sie nach einigem Nachdenken in deutlichen Lettern in Lateinschrift auf den Umschlag geschrieben. Man konnte nicht sicher sein, ob es in Mejpguri jemand gab, der Hindi lesen konnte, aber sicherlich fände sich jemand, der eine auf Englisch geschriebene Adresse entziffern konnte. Sie hatte kurz überlegt, auf Assamesisch zu schreiben, aber das würde doch nichts nützen. Selbst falls jemand den Brief vorlesen konnte, war noch lange nicht klar, ob es auch jemand gab, der einen Antwortbrief zu schreiben imstande wäre. Und Sarju Tutu war ja gar kein Assamese, er war Bodo. Soviel hatte sie bis dahin herausgefunden.

Durch die Gegend um den Mela-Basar, Darranga, dort im Land der Bodo im indischen Bundesstaat Assam an der Grenze zu Bhutan, war sie viele Male gekommen, mal mit dem eigenen Wagen, mal im Taxi oder im Bus. Jedes Mal hatte sie ein Unbehagen verspürt. Was wäre, wenn plötzlich einer dieser Stammesangehörigen auftauchen und auf sie schießen würde? Dann wieder fiel ihr Blick auf Bodo auf der Straße, etwa Mädchen auf dem Schulweg, per Rad oder zu Fuß. Die nur mäßig großen Menschen wirkten eigentlich harmlos und selbstvergessen. Dass das Terroristen sein sollten? Und dann diese ausgestorben wirkenden Häuser mit ihren geschlossenen Fenstern und Türen, in denen immer noch Betelpfeffer, Dattel- und Fächerpalmen die Innenhöfe bewachten. Die meisten dieser Häuser standen leer, sie hatte gehört, die Armee hätte sie räumen lassen. Das erste Mal hatten ihr die Armeelastwagen und Jeeps und darin die grün uniformierten Soldaten und die schwarzgekleideten Spezialkräfte der indischen Armee mit ihren Maschinengewehren

Angst eingejagt, als sie ihr Taxi angehalten hatten. Das zweite Mal war es im Bhutan-Postbus gewesen. Alles, Koffer, Aktentaschen, Handtaschen, war durchsucht worden. Im eigenen Land von den eigenen Leuten so entblößt, so zur Schau gestellt zu werden, war extrem unangenehm gewesen. Als schamlos hatte sie es empfunden. Später aber, wenn sie hier vorbeikam, waren ihr diese Soldaten, dieselben Uniformierten, die sie so erniedrigt hatten, immer schwach vorgekommen, wie sie an der Straße standen mit ihren schweißglänzenden Gesichtern, mit dem Gewehr im Arm, durchnässt von Regen oder in glühender Sonnenhitze. Sie hatte gelesen, dass die lokale Bevölkerung arm war. Aber das ganze Jahr über wogten die Reispflanzen auf den Feldern. Diese wogenden Reisfelder, diese reichlich tragenden Kokospalmen und Betelpfeffer, dazu die Leute, die allem Anschein nach glücklich und zufrieden ihren Geschäften nachgingen, schienen dem doch zu widersprechen. Übrigens: wenn die Häuser in Kasernen umgewandelt worden waren, wer bewirtschaftete dann eigentlich die Felder? Bei diesem Gedanken fiel ihr wieder Sukurmanis Vater Sarju Tutu ein. Auf genauso einem Feld musste er gearbeitet haben, und auf so eine Palme musste ihr älterer Bruder immer gestiegen sein, um Palmwein zu trinken.

Beim Anblick von Sukurmani musste sie immer an den Brief denken, den sie an Sarju Tutu, Mejuguri, geschrieben hatte. In Sukurmanis Herz mussten unzählige solcher Briefe unausgesprochen, ungehört, ungelesen, ungeschrieben eingeschlossen sein. Man konnte auf den Gedanken kommen, Sukurmani wäre nicht Sukurmani, sondern ein Briefkasten, den man irgendwo abseits der Hauptwege an einem unbefestigten steinigen Pfad als Meilenstein aufgestellt hatte und der nun jahrein, jahraus, mal dem Regen, mal der Sonnenhitze ausgesetzt, dort stand. Unzählige

Personen hatten wohl im Laufe der Zeit in diesen unscheinbaren, unansehnlichen Briefkasten ihre Briefe versenkt, um sich von der Sehnsucht nach ihren zurückgelassenen Ehefrauen abzulenken oder um sich mit den Gedanken an sie die Nächte zu wärmen. Diese die Zeit überdauernden Briefe verstaute kein Briefträger in seiner Tasche, noch las jemand sie vor oder ließ sie jemand vorlesen. Sie wurden nicht ausgetragen, noch wurden sie zerrissen, noch landeten sie im Papierkorb oder im Feuer: „Nicht verletzen ihn Waffen, noch verbrennt ihn Feuer“, wie es in der Bhagavad-gita heißt. Sukurmani selbst wusste nicht um die unsterblichen Qualitäten der Briefe, die sie in sich trug.

Stoisch und hingebungsvoll putzte Sukurmani bei ihr die Küche.

Es war nicht so, dass Sukurmani von Anfang an eine so stoische Haltung eingenommen hätte, nicht, was den Brief an ihren Vater Sarju Tutu anging. Während sie ihr den Brief diktiert hatte, hatten Sukurmanis ausdruckslose Augen Glanz bekommen. Die Hoffnung hatte diese Augen größer als sonst aussehen lassen. Sie hatte genau hingeschaut, es waren schöne Augen. Würde sie Kajal benutzen, würden sie noch größer und glänzender aussehen. Es war das erste Mal, dass sie Sukurmanis Gesichtszügen Beachtung schenkte. Dunkelhäutig war sie natürlich, aber auf dieser braunen Haut lag ein Glanz wie nach einer Ölmassage. Als hätte die Arme je an Öl für eine Massage kommen können! Auch ihr Haar war schwarz und glänzend. Sie hatte eine breite Stirn, eine breite Nase, wulstige Lippen und war knapp 1,50 Meter groß. Wie alt sie wohl sein mochte?

„Wie alt bist du?“

„Ich weiß nicht.“

„Wie alt warst du, als du verheiratet wurdest?“

„Da war ich noch klein.“

„Na gut. Sag mir, was ich in dem Brief schreiben soll!“

„Schreiben Sie ihm, Memsahib!“ Die kohlschwarzen Augen waren weit weg in Mejjuri auf der Suche nach dem Vater. Die übergroße Menge an dem, was sie ausdrücken wollte, und die Freude über die seltene Gelegenheit, ihm aus der Fremde einen Brief schicken zu können, ließen sie leicht nuschelnd sprechen, als hätte ihr jemand eine Handvoll Rohrzucker in den Mund gesteckt. In den Mundwinkeln erschienen Speicheltropfen.

Die Sprache, in der sie mit ihr redete, war eine Art Hindi, ein gebrochenes Hindi von jemand, der sich ohne systematische Ausbildung Brocken der Sprache angeeignet hatte.

„Ich habe ihm mit einem von uns Geld geschickt. Dann habe ich lange kein Geld geschickt. Ich konnte nicht hinfahren. Lange nicht. Ich hatte kein Geld dafür. Schreiben Sie: Wie ist es zu Hause, gibt es Probleme? Schick mir einen Brief! Dem Kind geht es bisher gut. – Ich träume immer wieder von ihm. Jeden Tag träume ich von ihm. Keine Ahnung, warum. Es macht mir Sorgen. Über zwei Jahre sind vergangen. Zweimal war Durga-Puja, eine hier, eine in Kurichu. Viele Male habe ich ihm durch unsere Leute Nachrichten geschickt. Weiß nicht, ob er die Briefe bekommen hat. Wenn er sie bekommen hat, hätte er doch antworten können. Keine Ahnung ...“ Sukurmanis ganze Last an bangen Gedanken lagen in diesem „Keine Ahnung ...“.

„Woher weißt du, dass dein Vater keinen Brief bekommen hat?“

„Wenn er ihn bekommen hätte, Memsahib“, Sukurmani klang gereizt, „hätte er mir eine Nachricht geschickt. Leute von uns kommen hierher. Ich frage alle nach ihm. Keine Ahnung, wo er

ist.“ Das letzte murmelte sie vor sich hin, eher an sich selbst gerichtet als an sie.

„Wie heißt dein Vater?“

„Sarju Tutu.“ Ihr Sohn hieß doch auch so ähnlich?

„Und wie heißt dein Sohn?“ fragte sie, um sich zu vergewissern.

„Surju.“

„Dein Sohn heißt Surju, und dein Vater Sarju?“ Vielleicht hatten diese Leute ja ein matrilineares System, in dem der Sohn den Namen des Großvaters mütterlicherseits trug.

„Ich habe meinem Sohn den Namen gegeben. Ich habe ihm den Namen von meinem Vater gegeben. Einen Vater hat er ja nicht. Also konnte ich ihm nicht den Namen seines Vaters geben. Wohin soll er gehen, wenn mir in der Fremde etwas zustößt?“

Unberührt von den Problemen von Heimat und Fremde, Tod und Leben hörte man jenes Kind Surju singen. Was für eine Stimme der Junge hatte!

„Gibt es einen Fluss bei dir im Dorf?“ Der Brahmaputra und die Fischer, die unter „Hun-Huna, Hun-Huna“ ihre Boote über seine endlose Weite ruderten: Surjus Stimme hatte etwas, was diesem Klang glich.

„Einen Fluss gibt es in meinem Dorf nicht, Memsahib. Auf der anderen Seite von Darranga gibt es einen“, sagte Sukurmani bedauernd und etwas verwirrt. „Muss man den Fluss auch auf den Brief schreiben, Memsahib?“

„Nein, nein.“ Sie lächelte. „Ich habe nur so gefragt. Wie heißt dein Dorf?“

„Das Postamt ist Parki Juli.“

„Soll ich als Name Parki Juli schreiben?“

„Die Polizeistation ist Mela Basar. Besser weiß ich es nicht.“

„Wo wohnt denn dein Vater, sag mir das.“

„In Mejguri.“

„Sarju Tutu, Dorf Mejguri, Postamt Parki Juli, Mela Basar, Darranga“, hatte sie mit ihrem schwarzen Kuli groß und deutlich auf den Umschlag geschrieben.

„... Deine Tochter Sukurmani. Fertig?“

„Das ist ...“ Was war denn jetzt schon wieder!

„Sukurmani – mein Vater kennt diesen Namen nicht, Memsahib. Er nennt mich Hujunmoi.“

Vermutlich war das ihr Spitzname, den sie zu Hause verwendeten. Im Register für Arbeitskräfte der General Reserve Engineering Force (GREF) wurde sie sicher als Sukurmani geführt.

„Hier in *Grif* arbeite ich unter dem Namen meiner Schwester. Zuerst hat meine Schwester in *Grif* gearbeitet. Jetzt arbeite ich an ihrer Stelle.“

„Und wo ist deine Schwester jetzt?“

„Sie ist nicht mehr. Sie hatte ein Kind. Das Kind kam heraus. Es war gut. Danach hat sie etwas gehabt. *Himsa*. Sie haben drüben in Bishalgarh gearbeitet, sie und ihr Mann.“

„Und das Kind?“

„Das ist zuerst gestorben. Zwei Tage danach ist es gestorben.“

„Und ihr Mann?“

„Weg. In seinem Dorf.“

„Und wie kommt es, dass du jetzt hier bist?“

„Es gab dort keine Arbeit mehr, alle sind hergekommen. Ich bin auch mit den anderen gekommen.“

„Wie lange hast du für die GREF gearbeitet?“

„Zuerst habe ich in Bishalgarh gearbeitet, Memsahib. Surjus Papa hat dort gearbeitet. Ich nicht. Dort war es sehr gut, Memsahib. Wir haben auch Raasi gemacht. Ich kann prima Raasi ma-

chen! Hier in Bhutan trinken sie Ara. In Indien trinken alle Raasi.“

„Wer hat dir beigebracht, Raasi zu machen?“

„Bei uns im Dorf macht jeder Raasi. Jeder weiß, wie das geht, Memsahib. In meinem Dorf machen sie sehr guten Raasi. Es kostet auch nicht viel. Man braucht nur einen großen Topf und Reis. Und das – wie heißt das, was Sie neulich Surju gegeben haben?“

Was hatte sie Surju nur gegeben?

„Das, was man mit dem Mund isst.“ Gab es etwas, das man nicht mit dem Mund aß? Aber dann fiel es ihr ein. Vielleicht meinte sie, dass man es lutschte oder daran sog.

„Zuckerrohr?“

„Ja, genau. Das braucht man auch zum Raasi-Machen.“

„Was ist mit Surjus Papa passiert?“

„Der hatte etwas, eine *himsa* war auf ihm. Zuerst wusste ich das nicht. Wir sind zu meinem Papa gegangen, er kann Krankheiten heilen. Surju war klein. Er trank noch Milch. Ich konnte nicht weggehen. Und seine Schwester konnte auch nichts machen. Er konnte nicht zur Arbeit, Surjus Papa. Wir hatten kein Geld. Dann haben die Leute im Dorf Probleme gemacht. Weil wir nichts geben konnten. Ich habe auch den Polizisten Raasi gegeben. Wenn die Raasi trinken, gibt es Schlägereien. Dann ist dieser Neue gekommen. Ein neuer Polizist. Er hat den ganzen Raasi ausgekippt. Und den Topf hat er mitgenommen. Wenn Surjus Papa noch da wäre, Memsahib, dann wären wir nicht hergekommen. Und der Mann von meiner Schwester, oje ...“

„Hat Surjus Papa auch gesungen?“

„Ja, Memsahib! Woher wissen Sie das?“ Sukurmani wunderte sich. Anscheinend hatte Surju seine Musikalität von seinem Vater geerbt.

„Habt ihr Surjus Papa nicht ins Krankenhaus gebracht?“

„Das Krankenhaus war weit weg. Er konnte nicht einmal aufstehen. Sehr krank war er. Wir haben das zuerst nicht gewusst.“

Bis zum Schluss war sie nie in der Lage gewesen, vollkommen zu verstehen, was Sukurmani unter *himsa* verstand. Die Wurzel sämtlicher Probleme, von Streit und Krawallen über Krankheit bis zu persönlichem Leid und Enttäuschungen, war *himsa*, und heilen konnte es nur ihr Vater. Aber auch er hatte Surjus Vater nicht retten können, denn bis der Patient ihm vorgeführt wurde, war es schon zu spät.

„Soll ich dich dann Hujunmoi nennen?“

„Alle nennen mich Sukurmani. Schon lange.“ Das stimmte. Auch sie hatte sich an den Namen gewöhnt.

In Sorge um ihren Vater verdiente diese Frau unter dem Namen der verstorbenen Schwester in einer fremden Umgebung ihren Lebensunterhalt. Ihrem vaterlosen Sohn hatte sie den Namen ihres eigenen Vaters gegeben, hatte ihn durch den Namen sozusagen mit einer Rüstung ausgestattet, die ihn schützen sollte.

Morgen für Morgen kam Sukurmani zuverlässig zur Arbeit in ihr Haus.

Eine Antwort auf den Brief an ihren Vater traf nicht ein. Aber nachdem sie für sie den Brief geschrieben hatte, trat eine Veränderung in Sukurmanis Verhalten ein. Sie lächelte sie hin und wieder an, wechselte gelegentlich ein paar Worte mit ihr oder fragte sie etwas, „Haben Sie heute frei, Memsahib?“ zum Beispiel oder „Müssen Sie später gehen?“ Ohne dass sie es ihr sagte, fegte sie zuweilen den Hinterhof oder verbrannte den Müll. Hier in Bhutan gab es keine eigene Reinigungskraft für solche Dinge. Sukurmani goss auch manchmal die Pflanzen, oder sie holte

Gemüse oder Lebensmittel vom Laden, und ab und zu nahm sie ein Fläschchen Öl zur Hand und massierte ihr damit den Kopf. Ließ man sie gewähren, konnte so eine Ölmassage zwei Stunden dauern. Wozu auch nach Hause gehen! Je mehr Zeit sie herum bekam, desto besser. Als sie damals ihr Haar zwischen zwei Finger genommen und behutsam daran gezogen hatte, hatte sie gefragt:

„Wo hast du das gelernt?“

„Dort.“

Dort – wo mochte das sein? Als wenn sie immer an einem Ort geblieben wäre!

„Was für ein Datum ist heute, Memsahib?“

„Der fünfzehnte.“

„Wie lange dauert es noch bis zur Durga-Puja?“

„Feiert man das groß dort, bei dir zu Hause?“

„Ja, Memsahib. Bei der Durga-Puja tragen wir, wie nennt man das, also alle tragen das herum.“ Was sie da wohl herumtragen mochten? Eine Götterfigur? Für viele Begriffe kannte Sukurmani nicht die Wörter auf Hindi. Aber es war schon eine Leistung, wie sie sich mit ihrem bruchstückhaften Hindi und Nepali überall durchschlug.

„Bei der Durga-Puja gibt es dort viel Tanz.“

„Kannst du tanzen?“

„Ja! Dort in meinem Dorf tanzen und singen wir alle gemeinsam. Surjus Papa hat dort auch gespielt. Die Leute hier in Bhutan spielen auch.“ Vermutlich meinte sie, dass sie auf einer Trommel spielten. „Viele Tage lang ist die Durga-Puja.“

Wie war sie nur hierher geraten, unendlich weit von Tanz und Gesang, von Trommeln und Zimbeln, von Raasi, Palmwein und der Welt der *himsa*? Immer wieder verwendete sie Wendun-

gen wie „bei uns“, „Leute von uns“ und „mein Dorf“, aber wenn sie diese Leute brauchte, wenn sie traurig und verzweifelt war, war außer Surju niemand für sie da. Die Entfernung zwischen ihrem Dorf und Kanglung war, in Kilometern ausgedrückt, kaum der Rede wert. Man konnte morgens den Bus besteigen und war um drei Uhr nachmittags in Darranga. Die Lastwagen der GREF fuhren täglich die Strecke in beide Richtungen. Und ein roter bhutanischer Postbus fuhr regelmäßig morgens um neun von Samdrup Jongkhar nahe der indischen Grenze und wenige Kilometer von Darranga entfernt ab und war um halb drei, drei in Kanglung.

„Warum fährst du nicht mal in dein Dorf? Das Geld für den Bus gebe ich dir.“

Aufregung, Hoffnung flackerte in ihren Augen auf und war auch schon wieder erloschen. Sie murmelte etwas vor sich hin.

„Wenn ich da hinfahre, lassen sie mich nicht wieder einreisen. Ich bekomme keine Arbeitserlaubnis. Im Laster kann ich auch nicht mitfahren.“

„Wenn sie dich im Lastwagen nicht mitfahren lassen, bleib doch einfach da. Du bist zu Hause, dein Vater ist dort, die Leute von deinem Dorf. Du kannst doch auch dort irgendetwas arbeiten. Hier belästigen sie dich in der Nacht, ständig ist einer hinter dir her.“

„Wie soll ich dahin gehen?“ Sukurmani seufzte. „Dort gibt es nicht mal genug zu essen, deshalb kommen unsere Leute ja her. Eigenes Land haben wir auch nicht. Wir sind eben Dumka. Dumka besitzen kein Land.“

„Dumka? Bist du keine Bodo?“

„Nein. Mein Vater ist Dumka. Im Krieg haben die Kuki viele von unseren Leuten umgebracht. Dann ist mein Vater hierher

gekommen. Zuerst hat er als Wasserträger gearbeitet. Dann hat einer ihm Arbeit auf dem Feld gegeben. Auch eine Unterkunft. Dann haben die Kinder von dem das Haus wieder weggenommen. Und das Land auch.“

Dumka. Einen Stamm namens Dumka gab es ihres Wissens nicht. Vielleicht lag es auch an dem mangelhaften Hindi, das Sukurmani sprach. Sie meinte vermutlich, dass sie eine Adivasi oder Stammesangehörige mit Wurzeln in der Stadt Dumka in Jharkhand war. Erst kürzlich hatte sie in der Zeitung von den Stammeskonflikten zwischen Kuki und Santal gelesen.

„Dann sprichst du also Dumka?“

„Ja, auch.“

„Sprichst du Dumka mit Surju?“

„Nein. Mit ihm spreche ich das.“

Das – damit musste eine Mischung aus Assamesisch, der Sprache ihrer eigenen Stammesgemeinschaft – „Dumka“ – und Bodo gemeint sein.

„Mein Bruder hat auf uns viel *himsa* gemacht. Durch ihn ist Surjus Schwester gestorben. Der Bruder von Surjus Baba hat Surju auch *himsa* gemacht. Da bin ich mit Surju hergekommen. Wenn ich Surju dorthin bringe, kann ich ihn da nicht allein lassen, Memsahib.“